

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 5.

Posen, den 29. Juni 1927.

Nr. 5.

Copyright by Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

4. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Am Nachmittag geleitet Margrit die Mutter den Berg hinunter zur Station. Es ist ein stundenweiter Weg und würde wohl nachten, bis sie wieder oben sein könnte. Am Straßenrand taut da und dort ein Rest von Schnee, und ihr zur Seite tanzt der Bach über Kiesel und Felsgestein, spielt mit Forellen und reißt im Vorbeispringen wohl ein Erlenzweiglein, ein Weidenkätzchen ab. Wild ist er und fröhlich, ein eigenwilliges Bergkind. Er weiß noch nicht, daß er versinken muß und durch Klüfte und Geheimnisse laufen, durch Höhlen, in die nie ein Lichtstrahl fällt, bis er sich endlich wieder ans Tageslicht drängt, er ist noch ganz ahnungslos.

Schweigend schreiten sie vorwärts, die beiden schwarzgekleideten Gestalten mit den stattlichen Hauben. Margrit schaut von der Seite das dunkle Gesicht der Frau an, die ihre Mutter ist — und ihr so fremd wie der fremdeste Mensch auf der Welt. Und heute endlich wagt sie es, die Frage zu stellen, die ihr seit vielen Jahren auf der Seele brennt: „Was ist es gewesen mit meinem Vater? Und warum verreißen die da oben die Mäuler, wenn sie von meinen Schwestern reden?“

Diese Stunde hat das Weib gefürchtet, nun ist sie da und muß durchwandert sein.

„Ich hab's nit gewollt, daß du etwas erfährst von den bösen Dingen, die im Schwanderhof gegangen sind. Der Bas hab ich's verwehrt zu reden, und der Vetter hätt's dir ohnehin verschwiegen. Dein Vater hat einen schlimmen Tod gehabt, wie er auch ein ungutes Leben geführt hat. Er hat geschmuggelt. So oft ich ihn gebeten hab' es zu lassen, es hat nichts geholfen. Ist wie ein Fluch gewesen, und er hat nicht davon los können. Der leichte Gewinn, die Aufregung, die Gefahr, alles hat ihn gelockt. So im Weidling nachts über den Rhein — und durch die Wälder, die Grenz' läuft so furios in Kreuz und Quer da bei uns, über Büchel und Löcher. Da hat er sich ausgekannt wie kein Zweiter. Ueberall sind die Grenzer gestanden und haben ihm aufgelauert. Keiner hat ihn erwischt. Aber ein anderer hat ihn dann gepackt. Der Sturm, den der Herrgott geschickt hat in selbiger finstern Nacht auf dem Rhein. Da ist er untergegangen mit fünfhundert goldenen Taschenuhren. Hernach sind sie gekommen aus der Schweiz und haben Er-satz gewollt für ihre Uhren, oder sie zeigen die Sach' an. Ich hab' gesagt: macht, was Ihr wollt, mein Mann ist tot, dem tut nichts mehr weh. Da haben sie geschwiegen, denn es wär' ihnen keine Ehr' gewesen, in dem bösen Handel genannt zu werden.“

Sie schweigen und wandern. Es fängt bereits leise an zu dämmern, da fragt das Kind: „Und was ist's mit meinen Schwestern?“

Das Weib schaut düster vor sich hin. „Deine Schwestern? Gestorben und verdorben — bis auf euch zwei Jüngste. Die Älteste, die Johanne, ist ihrem Schatz nachgezogen, weiß nit wohin, und nimmer heim-

gekommen. Die Zweit', das Breneli, ist von einem rabiaten Kerl aus Eifersucht niedergestochen worden. Die Agath' ist im Kindbett blieben, und das Kind ist ihr nachgestorben, Gott sei Dank. So ein armes Lediges wird doch umeinandergeschupst in der Welt. Das Meiest ist eine feine Dam' geworden in Basel zuerst und danach in Luzern. Ich hab' sie nimmer gesehen, seitdem sie der Vater zum Haus hinausgeschickt hat samt ihren seidnen Kleidern und Federhüt'.

„Das Bäbele ist verheiratet gewesen mit einem Mechaniker, und ich hab' gedacht: wenigstens eins in Ehren und Ordnung. Aber noch keine zwei Jahre, und es ist seinem Mann davongelaufen mit einem andern, weiß niemand, was aus ihr geworden ist. Das Judith, das ungattige Ding, ist noch daheim, es will aber partout nach Basel in eine Stell' ins „Drei König'“. Ist ein feines Hotel, und ich hab' nix dawider. Vielleicht ist besser mit ihr hausen, wenn sie erst einmal drauß war. Denn bisher hat's einen harten Strauß mit ihr gegeben. Und nun weißt du alles, wie es ist, und warum die Leut so reden.“

Tief senkt Margrit die Stirn: „Ist freilich keine Ehr', eine Schwandertochter zu sein.“

„So mach du das Wort ungültig, daß die vom „Lezten Heller“ alle nit sind. Ich hab' dich bei frommen Leuten aufziehen lassen, damit du brav bleibst. Und daß ich nit, wenn ich einmal vorm Herrgott steh', sagen muß: „Alle sieben, Herr, alle sieben hab' ich verloren!“

Margrit murmelt: „Da könnt' man eine Heilige sein, sie würden einen doch verachten.“

Das Weib senkt tief. „Ich weiß nit, warum ich so gestraft sein muß. Ich hab' mein Sach' geschafft von Morgen bis Nacht. Ich weiß nit, wo ich's verliehen hab' mit den Kindern.“

„Mutter,“ bittet das Mädchen, „nehmt mich mit Euch, jetzt gleich! Ich werd' schon brav bleiben, aber zurück mag ich nimmer, jetzt, wo ich alles weiß.“

Aber die Alte redet ihr das aus. Sie habe es nun dem Lehrer versprochen, und der Lehrer habe auch recht. Es sei noch zu jung. Und dann in eine Wirtschaft. Nein, es solle noch zwei, drei Jahre warten, und dann als erwachsenes Mäidle herunterkommen.

Sie schreiten weiter. Schatten kriechen aus den Wäldern zu beiden Seiten der Straße und legen sich breit über den Weg. Aus den Wiesen steigen die Nebel, über ihnen ziehen Krähen in langen Flügen einem unbekanntem Ziele zu. Das Kind fragt noch nach diesem und jenem, und das Weib berichtet ruhig und ohne große Worte und wie ein altes Sagenbuch die wilden und traurigen Geschehnisse ihres trüben Lebens.

An der Station drunten trennen sie sich. Die Alte muß noch gut zwei Stunden bis zum Abgang des Zugs warten. Mit echter Bauerngeduld hockt sie in dem unfreundlichen Warteraum. Das Kind aber schickt sie heim, damit es nicht gar so spät oben anlangt. Sie macht sich keine Gedanken darüber, daß es ja jetzt schon fast finster ist. Sie muß selbst noch heute zwei Stunden durch einen Wald gehen, und noch dazu durch einen Grenzwald. So wie sie selbst keine Furcht kennt, hat sie auch keine für die junge Tochter.

Und Margrit macht sich auf den Heimweg. Sie denkt an alles, was sie soeben erfahren hat. Sie sinnt den Schicksalen der verlorenen Schwestern nach, die die schönsten Mädchen im Tal gewesen und doch so elend geworden sind.

Der Mond kommt heraus. Das Wasser zur Seite der Straße rauscht so schön. Sie muß an den Vater denken, der im Rhein ertrunken ist. Der Lehrer hat ihr erzählt, daß der Rhein bei Istein alle Leichen wieder ans Land trägt und daß sie dort begraben werden. Vielleicht ist es auch mit dem Vater so gewesen. Und ihr wär's auch am wohlsten im Rhein, so ganz sacht von den grünen Wassern in den Tod geschaukelt zu werden, das täte gut.

Sie ist sterbensmüde, und jeder Schritt tut ihr weh. Aber sie muß ja wieder hinauf nach Hergatingen, wo man sie scheel anschaut, wo sie keine Freunde hat und niemanden, der gut zu ihr ist. Gleich darauf wird sie rot, denn sie denkt an den Lehrer. Ja, der ist der einzige, der ist gut. Aber sie weiß es nicht einmal, ob sie ihm so viel wert ist wie seine Pflänzchen und Bücher. Und ob sie auf der Welt ist oder nicht, das kümmert ihn wohl kaum.

Durch die Nacht blinken die weißen geschälten Stämme, die da vor dem Sägewerk an der Straße aufgestapelt liegen. Da setzt sie sich nieder und ruht aus. Wie Blei sind ihr die Glieder, und als sie sich jetzt mit dem Rücken an so einen Stamm lehnt, schwimmen ihre Gedanken ineinander. Sie kämpft mit dem Schlaf. Sie will durchaus nicht einschlafen, denn der Weg ist ja noch weit, kaum halb hat sie ihn erst zurückgelegt, und droben warten sie ja. Und sie kann es nicht begreifen, wie es kommt, daß ihre Schwestern da sind und mit ihr tanzen wollen, sie ist doch so müde! Aber sie ziehen sie mit in den Reigen, und der Lehrer spielt dazu auf seiner alten Schulgeige. Die klingt aber merkwürdig, fast wie Bachrauschen heut. Margrit hat einen Kranz von Schlehdorn auf dem Kopf, der tut so weh, so weh! Aber der Lehrer sagt: „Lustig, Margrit, das ist der Siebenschwesterntanz, den ich wie!e!“ Und die schönen Schwestern drehen sich im wilden Reigen. Aber da kommt die Gotte, und nun stehen sie still, vor der haben sie Angst. Die Gotte trägt Strohkränze am Arm, sieben an der Zahl. Und die verteilt sie an die Schwestern und sagt dazu: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone raube.“ Und die schwarzen und blonden und braunen Köpfe beugen sich unter den Strohkränzen, nur Margrit wehrt sich, sie will ihren Dornenkranz nicht hergeben. Sie wirft sich auf die Knie und drückt ihn sich fest auf den Kopf, daß ihr die Gotte ihn nicht nimmt, und sie hat einen Haß, einen fürchterlichen Haß auf sie. Jetzt — jetzt greift die dürre Hand nach ihren weißen Blumen — und Margrit stößt einen aelbenden Anstschrei aus — und erwacht.

Vor ihr steht der Lehrer im Mondschein und schaut auf sie nieder. Da preßt sie die Hand aufs laut schlagende Herz und sagt: „Ich glaub', ich hab' geschlafen!“

„Und geträumt!“

„Ja, so fürchtbar!“ Sie greift an den Kopf, der Dornenkranz drückt noch — nein, es ist die schwere Haube. Da fällt der Jammer über sie her, sie schlägt die Hände vors Gesicht und bricht in Tränen aus.

Johas Firnhaldler setzt sich neben sie auf den weißen Stamm, legt den Arm um ihre schmalen Schultern und fragt: „Kind, was haben sie dir angetan?“

Da stößt sie wild heraus: „Ich weiß nun alles. Wer ich bin und aus welchem Haus, und daß der Vater im Rhein ertrunken ist beim Schmuggeln — und alles weiß ich von meinen Schwestern! Ich kann nimmer auf Hergatingen. Ich will hinunter auf den Schwanderhof, wo ich hingehöre.“

Firnhaldler faßt nach ihrer Hand: „Sei ruhig, Margrit, wein' nicht so, du Armes!“

Da hört sie auf, und ein großes Verwundern kommt über sie. So hat noch niemand mit ihr aetan und ge-

sprochen. Noch nie, solange sie lebt, hat sie eine Zärtlichkeit empfangen.

Der Firnhaldler sagt tröstend: „Sei still, du großes Kind! Wo solltest du denn hingehören, wenn nicht zu mir!“

Das erschüttert sie, und sie beugt ihr Gesicht auf seine Hand und preßt ihre Stirn darauf.

„Margrit, Margrit!“ mahnt die gütige Stimme. „Nicht maßlos sein im Schmerz und im Glück!“

Und dann nimmt er ihr Gesicht in seine Hände und küßt sie auf die Stirn. Da seufzt sie tief auf, und es ist ihr, als sei aller Makel von ihr abgewischt.

Wie sie dann bergansteigen in der blauen Nacht, da ist Margrits eigentlicher Festtag erst gewesen. Der Lehrer redet zu ihr wie zu einem erwachsenen Menschen.

„Schau, Margrit, was vor der Welt Schand' und Ehr' ist, das ist nicht so viel wert, als man gemeiniglich glaubt. In das eine kann man kommen und das andere verlieren ohne Schuld und Verdienst. Die Hauptsach' ist, wie man vor sich selbst besteht. Der Pfarrer sagt: „Vor dem Herrgott“; ich sage: vor sich selbst. Es kommt aber auf das Gleiche heraus, das wirst du schon noch einmal begreifen. Ich bin nicht geringer darum, daß mich die Hergatinger für einen Narren halten, und nicht größer, wenn sie mich drunten für einen Gelehrten auschreien. Das ist alles ganz einerlei. Die Hauptsache ist, daß man sich an das Ewige hingibt — an das, was bleibt, wenn der einzelne Mensch zerfällt.“

„Ja, Ihr könnt das,“ sagt Margrit zaghaft. „Aber ich —“

„Ach, Kind, wie klein und winzig ist mein Teil Arbeit an dem großen Werk! Es ist im ganzen nur so viel, als wenn ein Ameislein ein Sandkorn zu einem Dombau beischleppt. Und ist doch jedes Sandkörnlein nötig zum Ganzen.“

„Nicht einmal Sandkörner kann ich beitragen,“ murmelt Margrit.

Spricht der Lehrer: „Drunten zu Freiburg am Münster sind vier große farbige Glasrosen, zusammengestellt aus viel hundert kleinen bunten Scheiben. Wenn das Sonnenlicht durchstrahlt, dann glänzen die Rosen in Himmelschöne und füllen das Münster mit farbigem Licht.“

„Wenn du nichts anderes sein kannst, dann werd' so ein buntes Fensterlein, das Licht auffängt und schön und gesättigt wieder von sich strahlt. Ist ein feines Amt — und wohl wert, sich anzustrengen, das zu erreichen!“

„Aber schwer!“

„Das wohl. Und dürfen keine Flecken und kein Sprung im Glase sein, sonst ist's gefehlt, und der Meister wirft's weg und wählt sich ein anderes.“

(Fortsetzung, folgt.)

Werotschka.

Ein Erlebnis von Jacques Ronare.

Das Schicksal hatte uns in dieses kleine, langweilige, fade Provinznest verschlagen. Wir hatten einander zufällig im Coupe kennen gelernt, fuhren alle in dasselbe Städtchen und nahmen alle Quartier in dem einzigen Hotel der Stadt.

Wir waren drei Passagiere: Doktor Lunkowski — ein lustiges Haus —, der Naturhistoriker Stein und meine Wenigkeit.

Wir verkehrten wenig in der Gesellschaft des Städtchens und waren immer unter uns. Eines Tages erhielt Lunkowski eine Berufung an die Universität Charkow, Stein wurde zum Bibliothekar einer großen Provinzstadt ernannt, und so fiel unser kleiner Kreis auseinander.

Zwei Tage vor der Abreise Lunkowskis versammelten wir uns in meinem Zimmer und feierten Abschied. Man trank, versuchte zu scherzen, aber das Gespräch kam nicht in Gang.

Gegen 10 Uhr, als wir auseinandergehen wollten, klopfte es leise an die Thür.

„Gerein!“ rief Lunkowski.

Die Thür öffnete sich, und ins Zimmer trat ein hoher, eleganter Herr in der Uniform eines Ingenieurs. Er hatte einen englischen Schnurrbart, dunkles Haar, und in diesem Haar sah man eine graue Locke.

Der Ingenieur blieb beim Eingang stehen und sagte mit weicher Stimme:

„Darf ich mich vorstellen, Ingenieur Agronom Nikolaj Getmanow.“

Wir standen auf, stellten uns auch vor, und Duntowski bat Getmanow, Platz zu nehmen.

„Meine Herren,“ sagte Getmanow, „ich bin auf der Durchreise da. Morgen fahre ich weiter. Ich wohne auf Zimmer 7. Ich bin hier ganz fremd. Da las ich zufällig auf der Hoteltafel den Namen Duntowski. Der Name kam mir bekannt vor, und ich trat ein. Ich hoffe, daß Sie nichts gegen den Eindringling haben? Morgen reise ich weiter!“

„Aber . . . Es ist uns ein Vergnügen!“ erwiderte verbindlich Duntowski.

„Verzeihen Sie, Herr Duntowski, haben Sie in Moskau studiert?“ fragte der Ingenieur.

„Jawohl!“ antwortete Duntowski.

„Und verkehrten Sie nicht bei einer Familie Nichtenberg auf der Spublanka?“

„Jawohl!“

„Dann habe ich es erraten. Ich habe ein fabelhaftes Gedächtnis. Wenn ich einmal im Leben einen Menschen sehe, so vergeße ich sein Gesicht nicht.“

Der Ingenieur und Duntowski kamen ins Gespräch; man erinnerte sich an die Studentenzeit, an die Aneipen, an übersehe Liebesabenteuer. Die Stimmung war gehoben. Duntowski läutete, bestellte Wein, und als der Kellner ein halbes Duzend Flaschen Burgunder brachte, goß er die Gläser voll und sagte:

„Prosit, auf Ihr Wohl, Herr Getmanow!“

Die Gläser klirren, alte Erinnerungen tauchten auf, jeder von uns erzählte eine Episode aus seinem Leben. Als die Reihe an Getmanow kam, schüttelte er sein Haupt und begann leise zu erzählen:

„Als ich noch Student der landwirtschaftlichen Akademie in Moskau war, da war ich einst während der Sommerferien auf einem Gut als Volonäär tätig. Das Gut lag im Gouvernement Poltawa und war eine Musterwirtschaft. Das Gutshaus stand in der Mitte eines herrlichen Parkes, ringsherum blühte Jasmin und Flieder, und man fühlte sich auf diesem hübschen Fleck Erde so glücklich, daß man die Sorgen des Alltags vergaß.“

Der Gutsherr war ein alter, behäbiger Herr, der fast den ganzen Tag bei den Schnittern auf dem Felde verbrachte. Er arbeitete ich, und am Abend saß ich auf der Terrasse mit Werotschka war groß, schlank, elegant, bildhübsch. Sie hatte große, schwarze Augen, mit langen Seidenwimpern und goldblondem Haar. In ihrem leichten Sommerkleidchen, dem fed aufgesetzten Panamahut, sah sie wie eine Märchenprinzessin aus . . . Fast den ganzen Tag hörte man ihr silberhelles Lachen . . . Den ganzen Tag arbeitete ich und am Abend saß ich auf der Terrasse mit Werotschka und ihrem Vater. Werotschka hatte erst unlängst das Smolny-Institut in Petersburg absolviert, sie war noch voller Erinnerungen an Petersburg . . . So vergingen zwei Monate . . .

Der Ingenieur läutete, und als der Kellner erschien, sagte er kurz: „Noch sechs Flaschen Burgunder.“

Und als der Kellner den Wein brachte, goß er sein Glas voll und trank es in einem Zuge aus.

„Meine Herren, was soll ich da viel erzählen. Es ist die alte Geschichte, die ewig neu bleibt. An einem Abend, als der Gutsbesitzer sich zur Ruhe begeben hatte, fragte ich Werotschka, ob sie meine Frau werden wolle . . . Und Sie können sich gar nicht vorstellen, wie glücklich ich war, als sie, leicht errötdend, mir ihr „Ja“ zuflüsterte. Wir liefen ins Schlafzimmer zum Vater, meckten den alten Mann auf, beichteten und baten um seinen Segen.“

Der Alte brummte und sagte:

„Ihr Narren, könnt Ihr nicht bis morgen warten. Geht schlafen, ich segne Euch!“

Ende August mußte ich für ein paar Tage nach Moskau. Mein Aufenthalt in Moskau war knapp bemessen, denn Mitte September wollten wir heiraten.

Am Tage vor meiner Abreise kamen zu Werotschka junge Leute und junge Mädchen, Söhne und Töchter der Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft. Wir gingen in den Wald, sammelten Beeren, und am Abend versammelten wir uns im Speisezimmer, sangen Lieder und waren in ausgezeichnete Stimmung. Jemand von den jungen Leuten begann dann von Gespenstern und Geistern zu sprechen. Ich hörte diese Geschichte skeptisch an und machte mich über „Geistermärchen“ lustig . . .

Da sagte Werotschka plötzlich: „So tapfer bist du, daß du dich nicht vor Geistern fürchtest? Fürchtest du dich denn vor den Toten nicht?“

„Werotschka,“ sagte ich, „man muß die Lebenden fürchten und nicht die Toten! Die Toten sind ungefährlich.“

„Wenn du so lähn bist, so übernachte heute allein in dem alten Badehaus.“

„Bitte! Einverstanden!“ antwortete ich lachend.

Gegen elf Uhr gingen wir auseinander. Die Herren brachten ein Feldbett ins Badezimmer. Ich ging auf einen Moment in mein Zimmer, zog einen Regenmantel an und steckte auf alle Fälle in die Tasche einen Revolver . . .

Das Badehaus stand weit hinter dem Gemüsegarten, nicht weit vom See. Es war ein altes, zusammengefallenes Haus, die Fenster waren zerbrochen und durch die Oeffnungen wehte der Wind. Als wir ins Badehaus traten, flog eine Fledermaus hinaus. Ich stellte das Bett aus, füllte den Revolver in der Tasche und sagte:

„So . . . Jetzt bin ich fertig. Gute Nacht!“

Werotschka gab mir einen Kuß und entfernte sich mit den Gläsern.

Ich blieb allein da, setzte mich aufs Bett, rauchte eine Zigarette an und dachte, daß ich einen Dummjungenstreich verübt hätte. Dann legte ich mich aufs Bett, deckte mich mit dem Mantel zu und schlief bald ein. Nach einer Weile wedte mich irgend ein Geräusch auf. Der Mond war aufgegangen, irgendwo bellte ein Hund . . . Das Geräusch wiederholte sich. Ich fühlte plötzlich, wie ein Schauer meinen Körper durchrieselte, wie mir die Haare zu Berge flogen.

In der Oeffnung der Tür tauchten vier Figuren, in weiße Lächer gehüllt, auf. Sie bewegten sich langsam in das Innere des Badehauses und trugen auf den Schultern einen langen, breiten Holzlasten.

Ich erhob mich und sagte:

„Hört mit den Dummheiten auf: Mich werdet Ihr nicht zum Besten halten!“

Doch die Figuren antworteten nicht, sie bewegten sich langsam vorwärts, bis zur Mitte des Zimmers, dann blieben sie stehen und ließen den Lasten auf den Boden nieder und entfernten sich. Und wieder fühlte ich, wie der Schrecken mich ergriff.

Der Deckel des Kastens hob sich, dann lugte ein weiß gehüllter Kopf hervor.

„Genug!“ rief ich nervös. „Genug! Hören Sie mit dem Scherz auf!“

Aber die Figur kroch langsam aus dem Kasten und saß bald am Rande des Kastens.

Anbewußt zog ich den Revolver aus der Tasche und rief wild:

„Antworten Sie, sonst schieße ich . . . Wer sind Sie? Ich zähle bis drei, und wenn Sie bis dahin keine Antwort geben, so schieße ich.“

Ein lautes Lachen war die Antwort.

„Eins, zwei, drei . . .“

Ich brüdete den Hahn, ein Schuß ertönte, ein Aufschrei, und die Figur stürzte zusammen.

Wie irrstünnig lief ich zum Kasten hin, ließ mich auf den Knien nieder, schaute das Gesicht der Figur an.

Es war Werotschka . . .

„Hilfe! Hilfe! Ich habe sie getötet!“

Dann brach ich bewußtlos zusammen . . .

Mittags um vier kam ich in Moskau im Hause meiner Mutter.

Ich erfuhr, daß ich einen starken Nervenanstfall hatte, daß ich drei Monate bewußtlos lag. Später hörte ich, daß die Gäfte und Werotschka mich erschrecken wollten, und daß aus diesem Grunde das Gespräch über die Geister begonnen wurde. Man inszenierte die tragische Geschichte, man entfernte sogar die Patronen aus dem Revolver und vergaß bloß die Patrone, die im Lauf lag.

Werotschka war schwer verwundet . . . Aber die Zeit heilt die Wunden . . . Durch den Schuß wurde ihre Lunge angegriffen und ihr Vater brachte sie nach Italien. Ich schrieb, ich telegraphierte, erhielt aber keine Antwort. Zwei Jahre später erzählte man mir, daß sie irgendwo in Nizza oder in San Remo gestorben sei. Und als Folge dieses Streiches blieb mein zerstörtes Leben und dieses graue Haar . . .

„Sagen Sie bitte, wie hieß Ihre Braut?“ fragte Stein und sein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an.

„Sie hieß Wera Sabawstaja,“ antwortete nachdenklich der Ingenieur.

„Dann sind Sie schlecht informiert worden,“ erwiderte Stein kühl, „Wera Sabawstaja lebt und ist gesund. Sie ist meine Frau. Sie hat mir diese Geschichte erzählt.“

„Sie belibien zu scherzen,“ sagte erblässend der Ingenieur.

„Bitte!“ Stein nahm aus der Tasche ein Portefeuille heraus, zog ein Bild hervor und reichte es schweigend an Getmanow. Der Ingenieur schaute das Bild an, näherte es seinen Augen, als ob er sich überzeugen wollte, daß das kein Traum war, dann gab er mit zitternder Hand das Bild an Stein zurück, wandte und sagte:

„Entschuldigen Sie . . . Mir ist nicht gut . . . Ich komme sofort!“ Er verließ in raschen Schritten das Zimmer.

„Zwei, drei Minuten, herrsche im Raum eine Totenstille. Dann hörten wir plötzlich einen Schlag, als ob irgendwo in der Nähe was zu Boden gefallen wäre. Jemand lief bei unserem Zimmer vorbei, im Korridor wurden Stimmen laut, dann schaute in das Zimmer das erschreckte Gesicht des Kellners hinein und rief: „Der Herr von Nummer 7 hat sich erschossen!“

Wir liefen auf den Korridor hinaus und hörten, wie jemand fragte:

„Hat man die Polizei verständigt?“

Und eine tiefe Stimme antwortete:

„Ja!“

Im Zimmer Nummer 7 lag der Ingenieur am Boden. Er lag auf der linken Seite, seine Füße waren auseinandergestellt, als ob er fliehen wollte. An der rechten Schläfe war ein kleiner Fleck, und von dort rann das Blut herunter . . .

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von M. Girschmann, Wien.)

Der Puma.

Ein Raubtier des Urwaldes als Freund des Menschen.

Die Seelente, die auf den Felseninseln des südlichen Eismeeres an Land gehen, erzählen häufig, wie ihnen große Scharen von Pinguinen zutraulich entgegenkommen und nicht die geringste Scheu zeigen. Sie wissen eben nicht, daß der Umgang mit Menschen ihnen Verderben bringen kann. Andere Tiere dagegen stellen sich instinktiv feindlich gegen den Eindringling, besonders

natürlich die Raubtiere, die nicht nur den Feind, sondern vor allem die Beute wittern.

Um so seltsamer ist es, daß es ein wirkliches Raubtier gibt, sogar ein sehr blutdürstiges, das tatsächlich ein Freund des Menschen ist; es soll niemals einen Menschen angefallen haben, ja, sich nicht einmal verteidigen, wenn der Mensch es angreift. Dieser merkwürdige Freund des Menschen im Urwald ist der Puma, der amerikanische Löwe, der in der Gegend von Panama bis Patagonien, auf den Steppen Argentiniens und in den Anden lebt. Als die europäischen Einwanderer zum erstenmal diesem Tier begegneten, das größer ist als ein Leopard, aber kleiner als der Jaguar, und als sie seine Kraft und Wildheit sahen, waren sie zunächst sehr ängstlich ihm gegenüber und trauten ihm die schrecklichsten Dinge zu. Sie beobachteten ja auch, daß der Puma gegen andere Tiere sehr grausam war und etwa dieselbe Rolle spielte wie der Habicht unter den Vögeln. Der Puma tötet andere Tiere einfach aus Mordlust, nicht, weil der Hunger ihn treibt. Auch greift er nicht etwa kleinere Tiere an, sondern überfällt mit kagahastem Sprung auch Pferde und Kinder, erfreut sich also durchaus keines guten Rufes. Feigheit kann es demnach nicht sein, die ihn veranlaßt, den Menschen mit seinen Angriffen zu verschonen, denn die Größe des Menschen imponiert ihm durchaus nicht. Er geht sogar auf riesenstarke Bären los und weicht auch einem Kampf mit Jaguaren nicht aus.

Nach Ansicht des berühmten Naturforschers Hudson muß diesem merkwürdigen Verhältnis des Pumas zum Menschen etwas anderes zugrunde liegen, und er nimmt an, daß vielleicht in früheren Zeiten so etwas wie ein Freundschaftsverhältnis zwischen beiden bestanden hat, dessen dunkle Regungen noch heute im Instinktleben des Tieres vorhanden sind. Wenigstens wissen die Indianer Südamerikas sehr viel Geschichten von der Freundschaft des Pumas für den Menschen zu erzählen. Beispielsweise ist die Geschichte allgemein bekannt, daß ein kleines Mädchen von ihrem Stamm im Walde ausgehakt, aber von einem Puma gegen die wilden Tiere beschützt und dadurch gerettet wurde. Auch von einem Jäger wird erzählt, dessen Pferd verendet war, und der deshalb seinen Weg zu Fuß fortsetzen mußte. Am Abend legte er sich zum Schlafen nieder. Da sah er im Mondschein einen Puma mit zwei Jungen auf sich zukommen. Nach seinen Erfahrungen nahm er sofort an, daß die Tiere ihm nichts zuleide tun würden, und wirklich behielt er recht. Sie begannen in seiner Nähe zu spielen, und er war so sorglos, daß er bald einschlief. Als er aufwachte waren die Tiere verschwunden.

Noch erstaunlicher ist es, daß ein Puma sich niemals verteidigt, wenn der Mensch ihn angreift. Ein Jäger hat erzählt, daß er einmal einen Puma geschossen habe, der sich gar nicht zur Wehr gesetzt habe, so daß er sich hinterher wie ein Mörder vorgekommen sei. Daß die Viehzüchter Argentiniens die Pumas schießen, wenn sie ihre Herden anfallen, ist selbstverständlich, — wenn sie aber einem Puma im Urwald begegnen, lassen sie ihn unbeschädigt gehen: es ist ja ihr einziger Freund im Urwald.

Das von Hudson angenommene Freundschaftsverhältnis zwischen Mensch und Puma in früheren Zeiten könnte natürlich eine Art Erklärung geben. Es wäre danach anzunehmen, daß der Puma etwa eine Art Haustier des damaligen Menschen gewesen wäre und eine leise Erinnerung an diese Zeit bewahrt hätte, — es kann aber auch sein, daß sein Verhalten dem Menschen gegenüber lediglich darauf zurückgeht, daß sein Geruchssinn irgendwie beeinflusst wird, entweder in der Weise, daß ihm der Geruch des Menschen sympathisch ist, oder aber daß er ihn irgendwie lähmt, ihn gewissermaßen hypnotisiert. Hier ließen sich interessante Studien machen, denn diese Erscheinung ist bisher noch allzu wenig beachtet worden.

Die Termiten als Städteverwüster.

(Nachdruck verboten.)

Durch die Zeitungen geht die Notiz, daß die Ueberschwemmung des südlichen Mississippi-Gebietes für die weiter nördlich liegenden Staaten Kansas und Nebraska eine höchst unangenehme Folge hat: aus den überschwemmten Gegenden scheinen die Termiten geflüchtet zu sein und suchen nun in mächtigen Scharen einige Städte der genannten Staaten heim, besonders in Kansas City haben sie schon große Verwüstungen angerichtet und eine Reihe Holzhäuser zum Einsturz gebracht. Die Termiten, nach ihrer Farbe auch „weiße Ameisen“ genannt, obgleich sie mit den Ameisen in keiner Weise verwandt sind, gehören zu den ärgsten Schädlingen besonders in den tropischen Gegenden. Von ihrem seltsamen, man kann sagen dämonischen Leben und Treiben, von der höchst merkwürdigen Organisation ihrer Staaten, von dem Kampf, den sie gegen alles aus Holz bestehende Naturgebilde und Menschenwerk führen und von den Methoden, mit denen der Mensch sie auszurotten sucht, hat Maurice Maeterlinck in einem kürzlich erschienenen Buch „La vie des Termites“ klassische Schilderungen entworfen und damit ein Gegenstück zu seinem berühmten Werk über die Bienen geschaffen. Eine Uebersetzung des „Lebens der Termiten“, die nun durch das Vordringen jener unheimlichen Schädlinge über ihre eigentlichen Wohngebiete hinaus aktuelle Bedeutung gewinnt, wird demnächst bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinen.

Kleine Musikergeschichten.

Ein Anfänger brachte einst sein erstes Opus zu Massenet. „Sie wissen natürlich“, begann der Besucher, „daß Molière seine Werke einer alten Frau vorzulesen pflegte, in dem Glauben, daß die Szenen, die der Alten gefielen, auch dem Publikum gefallen würden. Aus einem ähnlichen Grunde komme ich zu Ihnen. Ich weiß, daß das, was Ihnen gefällt, auch dem Publikum zusagen wird.“ — „Sie sind sehr liebenswürdig“, entgegnete Massenet, „wirklich sehr freundlich! Aber da Sie ja doch nicht Molière sind, sehe ich nicht ein, weshalb ich eine alte Frau sein soll.“

Dach wurde einst von einem Schmeichler wegen seines Orgelspiels über alle Maßen gerühmt. „Das ist doch nichts Bewunderungswürdiges“, wehrte der Meister das Lob aus dem Munde des Unberufenen ab, „man braucht doch nur die rechten Tasten zur rechten Zeit zu treffen, so spielt das Instrument von selber.“

Joseph Joachim, der große Geigenkünstler, geriet, als er in der Stadt Hannover wirkte, auf den Einfall, das Schlittschuhlaufen zu erlernen. Der Bahnwärter gab ihm die nötigen technischen Erläuterungen. „Et is ganz leicht, Herr Kunzertdirektor“, sagte der Mann. „Sei smietet dat eene Been herut; un denn smietet Sei dat annere Been herut; un denn lopet Sei hen.“ Joachim handelte getreu nach Vorschrift: Er schmiß das eine Bein heraus; und dann schmiß er das andere Bein heraus; und dann setzte er sich mit hartem Prall auf das Eis. „Sejajija, Herr Kunzertdirektor“, sagte der Bahnwärter mit einem Augurenlächeln, „et is ganz leicht, aberst so leicht as dat Biggelspälchen is et denn doch nicht!“

„Hunger tut weh!“ dachte sich ein Mann und suchte die Beute gerade dann auf, wenn sie beim Speisen waren.

Eines Tages kommt er wieder zu einer Familie, die er schon öfter mit seinem Besuch beehrt hatte. Rasch entschlossen sagt der Herr des Hauses: „Ach, wie schade, Ihr könnt heute nicht bei uns essen, wir wollen uns vergiften und haben die Speisen danach zubereitet.“

Der Zudringliche aber antwortete, nachdem er alle der Reihe nach angesehen hatte: „Soll ich ohne Euch am Leben bleiben?“ Darauf setzte er sich an den Tisch und begann mit großem Appetit zu essen.

Wir entnehmen die amüsanten Kleinigkeiten dem 12. Heft des „Lebens“ (3. Jahrg.). Es ist für 1 M.— zu haben. (Leipziger Verlagsdruckerei G. m. b. H. vorm. Fischer u. Kirwin, Leipzig, Johannisgasse 8.)

Aus aller Welt.

Ein Küstenwächter beschließt eine Stadt. Schon wiederholt hat man in Zeitungen gelesen, daß es mit der Eroberung Amerikas nicht so ganz klappen will. Ueberall im Lande bestehen geheime Schnapsfabriken und Brauereien, deren Erzeugnisse allerdings vielfach von schlimmster Wirkung für die Einnehmenden ist. Daß der Schmuggel auf beiden Küstenlinien am Atlantischen und Stillen Ozean sowie auch längst der Landesgrenzen von Kanada und Mexiko in vollem Schwunge steht, ist hinlänglich bekannt. Wiederholt haben sich Küstenwächter mit Geld oder direktem Anteil an dem eingeschmuggelten Feuerwasser bestechen lassen, wobei wiederholt Beamte der Küstenwachen „schwergeladen“ nach Hause schwankten.

Kürzlich hat nun ein vollständig betrunkener Küstenwächter von Bord eines am Kai festliegenden, sogenannten Rumjägers mit Hilfe eines Maschinengewehrs die kleine amerikanische Hafenstadt Fairport beschossen. Nachdem er, ohne jemanden zu treffen, etwa 100 Schuß abgefeuert hatte, trug er das Maschinengewehr an Land, um eine günstigere Stellung für den Angriff ausfindig zu machen. Das aber wurde durch einen Gegenangriff der alarmierten Polizei noch rechtzeitig vereitelt. Der Alkoholküster wurde dem Gericht zugeführt und wartet nun auf sein Urteil.

Sehr unangenehme Folgen hatte der Alkoholschmuggel auch für einen New Yorker Millionär. Er gab seinem Hauptchauffeur Anweisung, einen angeblich mit Benzin gefüllten Tankwagen nach seinem Landstübli zu fahren. Dort angekommen hatte der dienst-eifrige Chauffeur nichts eiligeres zu tun, als die Flüssigkeit in das dafür bestimmte Reservoir der Garage abzulassen.

Man stelle sich den Schrecken des Herrn Besitzers vor, als er bald darauf mit mehreren unternehmungslustigen Freunden eintraf, um das „Benzin“ zu untersuchen. Es war nämlich bester schottischer Whisky.

Fröhliche Ecke.

Birchow verlangte im Examen ganz genaue Farbenbestimmungen. Also: nicht Braun, sondern Graubraun, mit einem Stich ins Grünliche usw. Einen Examinanden, der nicht nach Wunsch antwortete, fragte er wütend: „Welche Farbe hat denn mein Rock?“ Der Prüfling sagt den Rock, zieht Birchow ans Fenster und sagt ruhig: „Wie er neu war, dürfte er blau gewesen sein.“ Er hat das Examen mit Gut bestanden.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styr, Poznań.